

32]

Ein alter Streit.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre von **Wilhelmine v. Hillern.**

Sie ist lange bei den Thieren, denn auch um das Pferd, das ihn heimgeführt, ist sie besorgt. Sie hat den Steub ins Haus und ins Wohnzimmer gehen hören. Der wartet ja gerne. — Als sie mit allem fertig ist, kommt sie wieder vor und öffnet die Thür zum Wohnzimmer. Aber — wie gebannt bleibt sie stehen: Das ist nicht der Steub, der da kniet bei der Leiche, ganz versunken in Schmerz, das Gesicht in die gerungenen Hände vergraben! Alles Leben weicht aus Wiltraud's Antlitz — diese jugendliche, kraftvolle Gestalt kennt sie zu gut. Einen Augenblick sieht sie unschlüssig, — bebend bis ins Innerste, — er hat nichts bemerkt, so vertieft ist er im Gebet — oder in das, was seine Seele mit dem Todten zu reden hat. Wiltraud schließt mit raschem Entschluß, so leise ihre zitternden Finger es vermögen, die Thür wieder zu und flüchtet in den Stall zurück. — „Gott, Gott erbarm' Dich seiner!“ betet sie jetzt für den Unglücklichen, der da hüßend liegt zu den Füßen dessen, den er geopfert. — Dann schleicht sie hinaus, um den zurückkommenden Steub abzuhalten, damit nichts die heilige Stille störe, in der eine Seele nach Gnade ringt.

„Bleib heraußt bei mir, drin ist einer, den man allein lassen muß.“

„G'wiß der Lenz?“ fragt Steub. „Dem hab' ich's doch sagen müß'n — den geht's ja z'nächst an. Aber den hat's g'rissen! I hab' g'meint, er fällt mir grad um, wie er's g'hört hat.“

„Steub! Sei jetzt so gut und bleib' derweil da. I geh' a Zeit lang fort. — I muß schauen, daß i wo a Weihwasser krieg.“

„Aber dös kann i ja holen.“

„Nein, i muß es selber thun, i sag' Dir's aufrichtig — i kann den Lenz heut nit sehen, 's ist mir unmöglich! — Wenn er nach mir fragt, so sag' nur, i holet a Weihwasser.“

In dem Augenblick aber öffnet sich die Thür und Lenz tritt heraus — mit verweinten Augen und verwirrtm Haar. Sie stehen sich einander gegenüber. Keins vermag ein Wort zu sprechen. Steub entfernt sich, im Gefühl, daß hier kein dritter hergehöre; sie sind allein.

„I weiß wohl, daß i Dir heut nit vors G'sicht kommen sollt“, spricht Lenz leise, mit mühsam erzwungener Fassung: „I will Dir auch nit überlästig sein. I möcht' Dich nur bitten, um Christi Barmherzigkeit willen, daß D' mir sagst, ob er noch von mir g'redt hat?“

„Ja!“

„Hat er mir nit zürnt?“

„D nein, der hat kei'm Menschen zürnt, dazu war er viel z' gut!“

„Und hat mir verziehen?“

„Ja, wie 'n Engel verzieht!“

Lenz athmet erleichtert auf: „Gott sei Dank. So kann i ruhig sein!“

„Da drüber — ja!“

Wieder schweigen sie — Lenz hat sie verstanden. Einen letzten langen Blick heftet er auf sie, sie bleibt unbeweglich wie eine Bildsäule. Er wendet sich ab: „B'hüt Gott!“

„B'hüt Gott“, antwortet sie mit matter Stimme und geht ins Leichenzimmer zurück.

Einen Augenblick steht Lenz und schaut ihr nach, — dann steigt er langsam, in sich versunken, den Berg hinunter.

„Jetzt kann i beim Bruder bleiben“, sagt sie zu Steub: „Fahr heim mit dem Bräundl, der Wirth braucht 'n vielleicht.“

„Ja, wo denkst denn hin? Da käm' i 'm Alten recht, wann der höret, daß i sein Augentrost in so 'ra Lag ver-laffen hätt!“

„I brauch' aber niemand — g'wiß nit.“

„Dös kann ma nit wiß'n. I leg' mi draußt in d' Streu, da genier' i Di doch nit? Und wann Dir dös au nit recht ist, lampir' i im Freien vorm Haus. Aber da bleib' en thu' i in jedem Fall!“

Wiltraud steht unschlüssig, ob sie's annehmen soll. Freilich ist sie hilflos und verlassen wie noch nie!

„Oder traust mir nit?“ fragt der Bursch treuherzig. „Mei! I bin ja doch a Haberer!“

„So bleib' da!“ sagt sie und reicht ihm dankbar die Hand. „Aber dann geh' 'nauf in d' Kammer, wo der Habermeister g'schlafen hat, und leg Dich hin, Du brauchst nit auf der Streu z' schlafen.“

„Soll i nit beim Todten wachen?“

„Nein, dös laß' i mir nie nehmen, dös weiß der Sebald vom Vater her — ja so, der ist es ja selber, der daliegt! Ach, Steub, — mir ist so wirr im Kopf — i kenn' mi nimmer aus!“ Sie sinkt taumelnd auf den Schemel nieder, der auch an des Vaters Leiche gestanden. „Wilst' 'n schmerzhaften Rosenkranz mit mir beten?“

„Recht gern. Aber i mein', Du kannst nimmer. Du thust Dir z'viel auf. Bist ja ganz kalt vor Müde.“

Wiltraud hat ihren Rosenkranz aus der Tasche geholt und einen für Steub aus dem Schränkchen. — Nun wird es still im Zimmer, man möchte meinen in der ganzen schlummernden Welt — und nur die beiden kindlichen Stimmen dringen im Gebet durch das Schweigen.

Als sie fertig sind, geht Steub hinaus in die Kammer und Wiltraud bleibt allein zurück. Es mag etwa um Mitternacht sein, da klopft es heftig und wie in großer Angst an des Schlafenden Thür.

„Steh auf, Steub! Ich bitt Dich, komm schnell 'runter!“ — Es ist Wiltraud's Stimme.

„Was ist's?“ ruft Steub erschrocken, aber das Mädchen ist schon wieder die Treppe hinunter gelaufen und wartet unten auf ihn.

„I bitt' Dich“, ruft sie dem Herbeieilenden entgegen; „i kann nimmer allein bleiben!“

„Gelt Du fürchtest Dir doch da bei der Leich?“ lächelt Steub gutmüthig.

„D die Leich' wär's nit. Dös Engelsbild thät i nit fürchten, aber i hab' was anders g'jeht!“

„Was denn?“

„Den Poschinger — den Habermeister!“

Sie faßt Steub mit eiskalten Händen, wie um sich an ihm zu halten. Ihr ganzer Körper fröstelt, ihre Augen starren entsetzt in jeden dunkeln Winkel.

„Du wirst a bißl eing'nickt sei und da hat's Dir getraut“, sucht Steub sie zu beruhigen. „Du bist halt übermüdet — i hab' Dir's scho lang g'sagt.“

„I sag' Dir, er ist dag'wesen, — er ist vor mir g'standen leibhaftig, mit 'ma Stuzen über der Schulter, und hat mi ang'schaut, so lang und so schwermüthig, als wollt' er was sag'n. — 's ist wahr, i kann au eing'schlafen g'wesen sein, — aber i bin ja dran aufg'wachen und hab' mi aufg'setzt — und da hab' i's g'sehen mit meine eigene Augen, wie er von mir weg und zur Thür 'naus ist.“ Es schüttelt sie, daß sie nicht weiter reden kann.

„Dös hat ma ja oft, daß ma meint, ma sei wach und doch weiter schlaf. I hab' scho getraut, i sei aufg'standen und hätt' mi anzog'n, und wie i wirklich zu mir kommen bin, hab' i g'sehen, daß i no ruhig im Bett lieg.“

„Aber i bin ihm ja nach — und hab' g'schaut, ob 's Haus offen ist, und erst wie i g'sehen hab', daß alles zu ist, daß er also nit bei der Thür 'naus konnt hat, hab' i mir ang'fangt z' fürchten — da ist mir's schauerlich word'n! I sag' Dir — entweder er war's wirklich und 's wieder so a Habererspuk, wo ma nie weiß, wie s' reinkomme sind, — oder — er hat sich verzeigt, und dann ist ihm a Unglück g'schehn oder er ist todt!“

Dem Burschen läuft es nun bald selber kalt über den Rücken. „Geh, Du steckst ein' ja an mit Dein'm unheimlich'n G'schau. Er wird halt recht herdenkt hab'n! I kann mir's scho einbilden, warum! Bi Du heut mittag fort bist, da hat der Wirth mi zu Dir 'rag'schickt und den andern — mein' Kamerad' — zum Poschinger nach Kochel, wo er seßhaft ist, daß er ihm dös vom Sebald seiner Entlassung aus 'm G'sängniß b'richt't. Weil — er hat g'sagt, dös thät ihm auch angehn — weil Du ihn doch so lang gepflegt hast. — Vielleicht hat er auf die Nachricht hin an Dich denkt und den Wunsch g'habt, er möcht' bei Dir sein! Jetzt

i glaub' nit an so Sachen, aber 's giebt Leut, die behaupten, 's lönn' sich einer lebendig verzeig'n."

Wiltraud steht noch immer und starrt vor sich hin: "I glaub' bald an alles — nur nimmer an was Gut's und was Glücklich's! Sei's g'wesen was's will — jedenfalls bedeut'ns nig Quats. — I weiß nit warum mir jetzt grad dös so schauerlich war. I hab' den Pöschinger so gern g'habt, warum soll i doch erschrecken, wann i 'n sieh, — wenn's was Natürllich's g'wesen wär? Warum wär' er denn so unbeweglich hing'standen und hätt' mi aug'starrt und niz g'sagt? Und der Blic — den vergess' i nie — wie — wie vom a Wahnsinnigen!"

Im Stall wird es unruhig, Wiltraud horcht. „Was ist denn jetzt da wieder?“

„Vielleicht ist der Bräundl loskommen!“

„Da müß'n wir d' Latern' nehmen und nachschauen.“

Sie holt die Laterne vom Sims und zündet sie an. Dann geht sie mit Steub den Weg durch die Küche und Futterkammer. Als sie in den Stall treten, pfeift ihnen ein starker Luftzug entgegen. Das Pferd reißt mit allen Zeichen der Furcht am Halfter und stampft unruhig hin und her.

„Siehst, dös Roß spant au was — und d' Geiß! Ma sagt ja, die Thier' thäten Geister sehen.“

„Die Stallthür' ist offen und schlägt im Wind, dös hat die Viecher so derschreckt,“ erklärt Steub.

„Ja, wer hat denn dös aber 'than?“ fragt Wiltraud erstaunt. „Hast Du offen g'lassen?“

„I? Warum nit gar!“

„Und i weiß g'wiß, daß i sie zug'macht hab',“ sagt Wiltraud kopfschüttelnd. — „Gott bewahr' ein'n, dös ist ja a Nacht wie im Advent! — Was mag sich da vorbereiten?“ Sie schlägt ein Kreuz. „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“

Steub ist jetzt selbst nachdenklich geworden — nur glaubt er nicht an Gespenster.

„Warum hast es denn aber auch nit ang'red't?“

„Wie's halt ist, wann ma so aus 'm Schlaf auffahrt, 's ist mir gar niz eing'fallen, was ich sag'n lönn', und schreien hätt' i au nit könne — i hätt' kein' Ton 'rausbracht!“

„Jetzt lass' i Di aber nimmer allein!“ sagt Steub, schließt und verrammelt die Stallthür und leuchtet in alle Ecken.

„Nur bis Gebetläuten bleibst bei mir, gelt? Nacher haben ja die bösen Geister lei Macht mehr!“ sagt Wiltraud und geht wieder zur Leiche zurück.

Jetzt kommt kein Schlaf mehr in ihre Augen, während der Bursche auf der Dfenbank, bald in festem Schlummer liegt.

Sie lauscht so gespannt, daß ihr das Blut in den Ohren siedet, — als müßte sie auf den leisen Tritt eines neuen Schrecknisses horchen.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Nun wären sie vorübergezogen, die strengen Eismänner. Die Herrschaft der Trojagen ist aber nicht gebrochen. Nauch jagt der Wind durch die Straßen, selten wagt sich ein wärmender Sonnenstrahl hervor, wir leben wirklich im „grünangestrichenen Winter.“ Zu den kalten Rücken des Wetters will das erkältende Rückwärtsdrängen im öffentlichen Leben trefflich passen. Ein rauher Wind hat uns die neueste Bescheerung zugeweht, die gegenwärtig alle politischen Kreise in Preußen-Deutschland in Aufregung erhält.

Der jüngste Angriff auf die ohnedies kümmerliche Vereinsfreiheit in Preußen wird in der nächsten Zeit alle Welt lebhaft beschäftigen. Solche Thaten, wie sie jetzt geplant werden, leuchten immer klärend in die Wirnisse der Tage. Zu psychologischen Lüsteleien ist es keine Zeit. Man zerbricht sich den Kopf und fragt ängstlich, als wäre man in seinen theuersten Erwartungen enttäuscht worden: Wie war es nur möglich, daß der greise Hohenlohe dem reaktionären Anschlag nicht Widerstand leistete? Welche geheimnisvollen Kräfte haben ihn bewogen, zu bleiben, wenn sein Widerstand vergeblich war? Das ist charakteristisch in unserer Anstetigkeit! Selbst der freigesinnte Bürgermann sucht für das „Erstaunliche“ nach geheimnisvollen Kräften. Was ihn überrascht hat, weil er vertrauensschläfrig war, erscheint ihm wie eine verwickelte Räthselfrage. Er vermuthet tiefe seelische Verwicklungen und allerhand Finessen bei Menschen, die einfach herben Konflikten ausweichen und den Weg zu klaren Entschlüssen gar nicht wandeln mögen. Wozu immer nachdenklich nach den oberen Regionen spähen, und nach der Art besorgter Auguren dort das Walten dunkler Geheimnisse studiren? Das ist doch ziemlich deutlich, daß wir in einer Welt leben, wo die Gegensätze mit jäher Leidenschaftlichkeit zugespitzt werden. Da sehen diejenigen, die das geistige Leben rückwärts

revidiren möchten, eben mit aller Festigkeit ein. Immer darf man ihrer größeren Begehrlichkeit eher gewiß sein, als ihrer Zurückhaltung; und wenn man gar so verwundert that, als die finstere Vorlage zum Vereinsgesetz ans Tageslicht kam, so war im Stillen entweder geheuchelt worden oder man war rührend naiv.

Wenn die Vorlage Gesetzeskraft erlangte, da würden all die bitteren Humore, von denen die Geschichte aller heftigen Reaktionsepochen zu erzählen weiß — das allerhöchste von den Zeisurstücklein — wieder lustig in die Höhe schießen. Wie würde der subalterne, untergeordnete Mann in seinem Selbstwerth steigen, wenn er sich als noch gewichtigere Person betrachten lernte, als jetzt? Wie würde er sich immer bedeutungsvoller vorkommen, je mehr er sich als verantwortlichen Hüter und Beschützer des großen Gemeinwohls aufspielen dürfte? Der Herrenwahn der Subalternen mag anfangs peinigend und erbittern. Wird er auf die Spitze getrieben, so verliert er am Ende seine Macht. Zum Schluß tödtet die Väterlichkeit wirklich noch. Der gehässigste Eiferer erliegt endlich der Komik der Thatfachen, daß man einer neu aufstrebenden, jung sich reckenden Welt mit einem Polizeiwahl beikommen möchte.

Die Erschütterungen, die stoßweise über unseren Gesellschaftskörper kommen, bleiben auch anderswo in ähnlicher Weise nicht aus, und sie führen dann in den Parlamenten zu jenen heftigen Szenen, die vielfach schon dazu helfen mußten, den Parlamentarismus zu verdrängen. So ist es jetzt in Wien. Ein halbes Jahrhundert lang hat man dort Schaukelpolitik getrieben. Vor 1848 begann es, als man gegen Magyaren und Deutsche das Slaventhum gefessentlich zu hegen begann. Auf der einen wohlfeilen Idee, die Nationen wider einander zu benützen, um den Sinn von den dringendsten Zeitaufgaben abzulenken, beruhete seit Jahrzehnten die staatsmännische Weisheit der Machtpolitiker Oesterreichs, und nun ist so viel Zündstoff dort angehäu't. Neue Ideale steigen auf. Schon ist der Nationalismus nicht mehr Kleinherb in Oesterreich. Die sozialdemokratische Fraktion im Wiener Parlament ist ein lebendiger Protest. Und als wüßte der Nationalismus, daß sein Monopol zu Ende ginge, so erhebt er sich in wilder Leidenschaftlichkeit. Was ihm an innerer Gewalt über die Massen verloren ging, sucht er durch Gewaltthaten im Kampf einzuholen. Auf beiden Seiten der Nationalisten, auf slavischer wie auf deutscher, sind darum die lärmenden Szenen im Parlament erklärlich. Graf Badeni muß erkennen, daß alle Hausmittel der Regierungen sich doch einmal erschöpfen. Was ein halbes Jahrhundert lang möglich war, versagt zum Schluß. Es ist nicht mehr so einfach, zwischen deutschen und Slaven zu balanziren. Eine dritte Macht ist in die Höhe gekommen und sie ist der Theil einer Weltmacht. Die Nationalisten Oesterreichs sehen sie wachsen. Kaum irgendwo anders hat das Bürgerthum im Namen des Gesamtvolkes so absichtlich stets gesprochen, als dort wo die Nationalisten ihre Herrschaft aufschlugen. Sie sprachen in Deutsch-Böhmen von dem ganzen deutschböhmischem Volk, wie sie in den slavischen Gebieten Böhmens von der glorreichen czechischen Nation sprachen. Und nun hat dasselbe Deutsch-Böhmen im ganzen nördlichen Industriegebiet sozialistische Vertreter nach Wien entsandt. Die Nationalisten fühlen und wollen es nicht bekennen, daß ihre Macht über die Geister gebrochen sei. Noch einmal raffen sie sich auf. Noch einmal beginnt das alte Kampfspiel. Man weckt die Ueberhebung im eigenen Lager und sucht das gegnerische tief herabzusetzen. Es hat das auf beiden Seiten zu abstrusen Einbildungen geführt. Die Mark und Berlin, Ost- und Westpreußen wurden als altes slavisches Kultureigenthum ausgerufen und ein Mann, wie der Pastorsohn Gotthold Ephraim Lessing wurde als eigentlich slavischer Landsmann angesehen, weil er im sächsischen Ramenz unweit von Bauen, also „auf altwendischem Kulturboden“, geboren wurde. Der romantische Ritt in längst vergangene Zeiten gehört zum nationalitätlichen Wesen. Dies gegenfeitige Abwägen von Kulturen, die längst durch neue Bildungen ersetzt sind, war zum förmlichen Sport ausgebildet worden. Und nun beginnen die Massen gegenüber diesem Sport kühl und gleichgiltig zu werden. Die dritte Macht hat sich gemeldet. Da geht es nicht mehr mit dem platten Verordnungswege. Hier die Nationen im Widerstreit. Heute eine Verordnung zu gunsten der Deutschen, morgen eine, die das Werthbewußtsein der Slaven steigert. Heute ein Sonnenscheinchen, morgen ein Gewitterschauer für dieselbe Rasse. Die wohlige Periode, bei der die Staatslenker nur nach hergebrachter Schablone zu leben brauchten, ist vorüber; und bei den Nationalisten selber entspringt die lärmende Gewaltthatigkeit der geheimen Empfindung, daß die Welt mit anderen Sorgen, als mit den ihrigen, sich zu erfüllen beginne. Wo so viel Verworfenheit, so viel äußerste Anspannung herrscht, da werden eben die Aeußerungen, das Thun und Treiben im Parlament ein Spiegel sein für die inneren Vorgänge in der Bevölkerung. Fast lebt naive Komik drin, wenn der Präsident den Sturm im Hause damit zu beschwören sucht, daß er weinerlich ein uns andere Mal betont: „Aber meine Herrschaften, bedenken Sie doch gü'tigst, Sie sind in den vornehmen“ Räumen des Parlaments. Dieser Skandal, nein, dieser Skandal. Was wird die Welt dazu sagen?“

Die Welt sieht, wie sich lang aufgehäu'te Erbitterung entlädt; und ein paar ganz Bornehme, die allen „Böbellärm“ hassen, wehklagen über den Niedergang des Parlaments und der parlamentarischen Formen, weil gewitterschwüle Stimmung sich in jähen Stößen Luft macht.

Die Schwüle, die über den Gemüthern lagert, wird auch in Italien zu lebhaften Aeußerungen von Affekt drängen, wenn nur ein Theil davon wahr ist, was dem unglücklichen Frezzi widerfuhr. Das Volksgelühl hat die Anklage erhoben, eine fürchterliche Anklage. Das Volksbewußtsein in Italien weiß, was es von seiner Polizei zu halten hat. Als es jüngst zu den Studentenunruhen in Italien kam, da hat sich die Natur des dortigen Polizeiwesens gründlich offenbart. Mit förmlicher Haffeswollust, nicht wie Leute, die einfach ihre Pflicht erfüllen, griffen die Polizisten an. Sie hieben darauf los, als besäßen sie die Macht und den Wahn eines Unternehmers, der armselige Samoanermädchen in Pacht nimmt, die Vertreter einer ruhmwürdigen Presse abfüttert, damit sie für die Neugierde der Berliner eine entwürdigende Menschen-Schaustellung ins hellste Licht rücke. So wenig im Ansehen gilt in Rom der Staatspolizist, daß selbst ein Mädchen, das es mit solchem Manne hält, in seinem Kreise an Respekt verliert und geringschätzig betrachtet wird. Bei solchen Leuten wird natürlich Selbstwürde nicht aufkommen. Leute von feinerem Ehrgefühl werden sich nicht gerade darum bemühen, in ein solches Elitekorps aufgenommen zu werden.

Polizisten dieser Gattung haben den politisch mißliebigen Frezzi unter ihren Händen gehabt. Zur höheren Ehre der Polizei sollte auf alle Fälle eine weitverzweigte Verschwörung entdeckt werden, die das wahnwitzige Attentat Ucciarito's auf den König Humbert hätte erklären können. Frezzi wird gefaßt und verhaftet. Man wird schon aus ihm die Wahrheit herauszohlen; und man holt im Polizeigefängniß die Wahrheit so kräftig heraus, daß Frezzi stirbt und daß sein Körper Spuren grausamer Mißhandlung aufweist. Die Polizei behauptet, Frezzi habe sich selbst getödtet. In Rom glaubt man nicht an diese Angabe. Man kennt dort seine Pappenheimer. Noch ist der Fall Frezzi nicht ganz aufgeklärt. Noch schwebt das Gerichtsverfahren, viel zu langsam für die Empörung in der römischen Bevölkerung. Aber schon hat die flammende Entrüstung imposante Demonstrationen versucht. Sozialisten, Radikale und Leute, die keiner Parteipolitik, sondern nur der Erbitterung über so tief verletzte Humanität folgen, waren zum Grabe Frezzi's gewandert. Mit gefälltem Bajonnet stürmten die Karabinieri über den Friedhof, um die Menge auseinander zu treiben. Man sammelte sich wieder und demonstirte trotzdem an anderer Stelle. Es wird nicht mehr angehen, die Sache hinauszuschieben und zu veruschen. Das Volk wird nach Wahrheit schreien, stets aufs neue nach Wahrheit. — Alpha.

Kleines Feuilleton.

Ueber die sogenannte „Freiland-Kolonie“ in Venezuela werden seit einiger Zeit von Philadelphia aus die rosigsten Schilderungen verbreitet. Wie es in der „Kolonie“ wirklich aussieht, darüber erzählt Ignaz Goldenberg, der in Venezuela gewesen, im „Freidenker“ folgendes:

„Daß die Regierung von Venezuela jedem Mann, der sich der Freiland-Kolonie anschließt, bei seiner Ankunft 120 Franken als Reisekosten bezahlt und ihn von Carracas aus auf Kosten der Regierung nach Freiland befördert, ist eine Lüge, denn die venezuelanische Regierung hat gar kein Geld. Die Regierungskassen sind leer. Ich habe mit dem Präsidenten Crespo und allen seinen Ministern gesprochen und ausgefunden, daß kein wahres Wort an allen Versprechungen ist. In der bezeichneten Gegend ist überhaupt kein Land für die „Freiländer“ zu haben, da die besten Ländereien schon seit Jahren verkauft und von den reichen Eingeborenen in Besitz genommen sind. Bloß ganz steile Gebirge und tiefe Abgründe sind noch nicht in Besitz genommen, und dort kann kein Mensch existiren. Von Sozialismus auch nur zu sprechen, würde zur Folge haben, daß die betreffenden wie tolle Hunde geheßt würden. Diejenigen, welche sich durch die Versprechungen zur Reise dorthin verleiten ließen, müssen verhungern, wenn ihnen keine Unterstüßung geschieht wird. Es ist eine aus 8 Köpfen bestehende Familie aus Deutschland und zwei Männer dorthin gekommen, und wenn diesen Leuten nicht aus ihrer Heimath Hilfe kommt, dann müssen sie in Carracas verhungern. Sieben Amerikaner, die ebenfalls in der Absicht, sich der Kolonie anzuschließen, nach dort kamen, haben bereits um Unterstüßung nach Hause geschrieben. Mich kostete die Reise 300 Dollar, aber ich bin jetzt von „Freiland“ ganz und gar geheilt und möchte jeden rathen, die Idee einer freiländischen Kolonie aufzugeben.“ —

Literarisches.

Fridtjof Nansen. In Nacht und Eis. Die norwegische Polarexpedition 1893—1896. Leipzig, F. A. Brockhaus. 20 M. — Das Werk, in dem Nansen die Schicksale und Ergebnisse der von ihm geführten Polarexpedition ausführlich beschreibt, liegt jetzt vollständig vor. In dem zweibändigen, mehr als 1000 Seiten starken Buche wird zunächst eingehend der Plan der Reise erörtert, die erst an der sibirischen Küste entlang und dann östlich von den neu-sibirischen Inseln nach Norden gehen sollte; mit einer im Eise von ihm vorausgesetzten Strömung hoffte Nansen über die nördlichsten Gegenden in der Nähe des Poles hinweggetrieben zu werden und in offenem Meer nach der Ostküste von Grönland oder nach Spitzbergen zu kommen. Es ist bekannt, daß dieser Plan, dessen Ausführung die erfahrensten Polarschafter für vollständig unmöglich und geradezu

für einen tollkühnen Selbstmord erklärten, in allen seinen Theilen glückte. Zwar erwies sich die Strömung im Polarmeer nicht von solcher Mächtigkeit, wie Nansen vorausgesetzt hatte; wider alles Erwarten fand er das Polarmeer von außerordentlicher Tiefe, bis zu 4000 Metern, in welchem nur eine sehr langsame nördliche Strömung existirt; doch trieben die Winde das Eis vornehmlich in der von Nansen angenommenen Richtung, so daß das Schiff, wenn auch mit vielen Zickzackwindungen, den vorgeschriebenen Weg nahm und schließlich Spitzbergen erreichte.

Der letzte Theil der Fahrt ist vom Kapitän Sverdrup beschrieben, der das Kommando führte, nachdem Nansen das Schiff verlassen hatte, um in Begleitung eines einzigen Gefährten auf Schlitten einen Vorstoß nach dem höchsten Norden zu unternehmen und dann auf Schlitten und in Booten nach Franz-Josephsland zurückzulehren.

In den Nummern 68 und 69 unseres Unterhaltungs-Beiblattes haben wir einen Bericht über den Vortrag gegeben, den Nansen am 3. April in Berlin über seine Reise gehalten; wir gehen daher heute nicht näher auf dieselbe ein. Wer sich überhaupt für Forschungsreisen, speziell für Polarreisen interessiert, wird das Werk mit Vergnügen lesen und mancherlei Anregung daraus erhalten; denn es ist in verständigem und lebendigem Tone geschrieben, so daß ein anschauliches Bild der Lebensnisse gegeben wird.

Erwähnen wollen wir noch, daß auf dem Schiffe eine ziemlich weitgehende sozialistische Ordnung existirte; die Arbeit war natürlich getheilt; denn die mit den magnetischen, meteorologischen, astronomischen Beobachtungen Betrauten konnten selbstverständlich nicht zu gleicher Zeit den Dienst eines Maschinisten oder Koch versehen. Waren aber unvorhergesehene oder nicht ständig auszuführende Arbeiten zu verrichten, wie Kohlentrimmen oder Befreien des Schiffes aus Schnee und Eis, so mußte jeder Mann an Bord, auch der Führer der Expedition nicht ausgenommen, in gleicher Weise heran. Die gesellschaftliche Achtung, die jeder Theilnehmer der Fahrt bei den Gefährten genoss, war in keiner Weise von der Art seiner Arbeit, sondern lediglich von seinen persönlichen Eigenschaften abhängig. Die Arbeit jedes einzelnen war eben Ganzes nothwendig und wurde daher ebenso bewerthet, wie die aller andern. Die vollständige Gleichheit in allen Rechten hielt Nansen für unbedingt nothwendig, wenn die freudige Stimmung unter den Leuten, die zum Gelingen einer solchen Expedition nöthig ist, erhalten bleiben sollte. Man kann darin ein kleines Vorbild eines Gesellschaftszustandes sehen, in dem jede nothwendige Arbeit mit gleicher Freudigkeit verrichtet wird. — Bt.

Aus dem Thierleben.

— Der Ruducks-Instinkt der amerikanischen Kuhvögel (Molothrus-Arten) kam, wie Widmann in Science ausführt, mit der Gewohnheit, dem Heerdenvieh das Ungezieser abzulesen, in einen gewissen Zusammenhang gebracht und wahrscheinlich von denselben hergeleitet werden. Daß die Kuhvögel den Instinkt nicht erst seit der Einführung der Viehheerden durch den weißen Mann angenommen haben, wird schon dadurch erwiesen, daß die Indianer ihnen einen Namen geben, welcher Büffelvogel bedeutet, woraus hervorgeht, daß sie schon die Heerden der nur aussterbenden Büffel begleiteten, und ebenso ist es wahrscheinlich bei den Heerden des schon vor Entdeckung Amerika's ausgestorbenen Pferdes der Fall gewesen. Es geht dies daraus hervor, daß einige südamerikanische Kuhvögel ähnliche Instinkte besitzen. Die Kuhvögel haben gleich anderen Icteriden ihren Verbreitungsmittelpunkt in Südamerika und von den zwölf bekannten Molothrus-Arten kommen nur drei in den Vereinigten Staaten vor. Nicht alle diese südamerikanischen Arten legen ihre Eier, gleich den nordamerikanischen, in fremde Nester, wie die Rinducke; von M. badius aus Argentinien, Paraguay und Bolivia weiß man genau, daß er gleich anderen Vögeln Nester baut und seine Jungen selbst aufzieht, und ebenso ist es bei dem schwarzen Kuhvogel (M. ater) beobachtet worden. Bei manchen anderen Arten kennt man die Brutpflege noch nicht. Wahrscheinlich erwerben die Kuhvögel ihren Heerden-Instinkt in der Zeit, als von Masla bis Patagonien große Pferdeschaaren über weite Gebiete umherschwarzten, deren von den Knochen des heutigen Pferdes nicht sehr verschiedene Reste massenhaft in den jüngsten geologischen Schichten Amerika's gefunden werden. Da diese Heerden nun in beständiger Wanderung nach guter Weide, Wasser und Obdach begriffen waren, auch weite Jahreszeiten-Wanderungen unternahmen, um bessere Weide und Saug vor periodisch austretenden Feinden zu gewinnen, und da die Heerdenvögel ihre Nahrungsspenden begleiten mußten, so konnten sie nicht in der Nähe der eigenen Nester bleiben und mußten versuchen, ihre Eier in fremden Nestern unterzubringen. Der Instinkt, Nester zu bauen und selbst zu brüten, mußte bei so von Wandertieren abhängigen Vögeln schließlich ganz verloren gehen, als sich diese Fortpflanzungsart bewährte. — („Prometheus“.)

Aus dem Pflanzenleben.

— Das Athmen verwundeter Pflanzen. Jede lebende Pflanze athmet, gleichwie das Thier, d. h. sie nimmt aus der atmosphärischen Luft Sauerstoff auf und scheidet Kohlensäure aus. Dieser Prozeß geht Tag und Nacht vor sich und zeigt sich besonders stark bei lebhaft wachsenden Pflanzentheilen, so bei sich

entfaltenden Blüten und ganzen Blättern; sehr energisch ist der Athmungsprozeß bei Keimpflanzen. Mit diesem Vorgange ist eine mehr oder weniger bedeutende Erhöhung der Temperatur verbunden. Es lag der Gedanke nahe, daß bei verwundeten Pflanzen eine Steigerung der Athmung eintrete, ohne daß hierfür bisher ein exakter Beweis vorlag. Nun hat Richards durch zahlreiche Experimente und Untersuchungen im Pfeffer'schen Institute zu Leipzig den Nachweis geliefert, daß verwundete pflanzliche Organismen thatsächlich stärker athmen, als intakte. Er brachte an Rüben, Kartoffeln und anderen Objekten Verletzungen an und konstatierte eine beträchtliche Zunahme der Athmung, welche im Laufe von zwei Tagen ein Maximum zeigte und mit dem allmählichen Heilungsprozesse wieder abnahm. —

Geographisches.

— **Robinson's Eiland.** Im Jahre 1874 hat der spanische Seemann Juan Fernandez, der den Dienst zwischen Valparaiso und Callao versah, die Insel entdeckt und ihr seinen Namen gegeben. Die neue Insel wurde Fernandez überlassen; er führte Vieh, Ziegen und einige europäische Pflanzen nach der Insel ein, aber nach seinem Tode wurde die Insel verlassen und wurde die Zuflucht der Seeräuber. Im Jahre 1875 landete Antonio de Bea auf der Insel eine Meute Hunde, die die Ziegen zerfleischen und die Seeräuber dieser Hilfsquelle berauben sollten. Der Plan scheiterte. 1741 nahm Admiral Anson, der die spanischen Kolonien verwüsten sollte, von der Insel Besitz. Spanien sandte gegen ihn Antonio de Ulloa aus und besetzte und befestigte die Insel in den Jahren 1743 und 1744. Einige Jahre später wurde das Fort Saint Jean Baptiste durch ein Erdbeben zerstört, immer wieder aufgebaut, aber endgiltig durch das Erdbeben von 1835 zerstört. Zuletzt haben die Spanier die in dem Unabhängigkeitskrieg gefangenen chilenischen Patrioten nach dieser Insel verbannt. Es giebt zwei Inseln Juan Fernandez, beide auf derselben Parallele, 34 Grad Breite und bei 81 Grad und 88 Grad westlicher Länge gelegen; sie werden „mas á tierra“ und „mas á fuera“ bezeichnet (mehr nach dem Lande zu und mehr nach außen). Von der ersteren Insel ist hauptsächlich die Rede. Auf ihr lebte der englische Seemann Alexander Selkirk (Robinson Crusoe). Eine Gedenktafel trägt folgende englische Inschrift: „Zum Andenken an den in Largo in der schottischen Grafschaft Fife geborenen Seemann Alexander Selkirk. Er hat auf dieser Insel vier Jahre und vier Monate in vollständiger Einsamkeit gelebt. Er wurde ausgeführt durch die Galeere „Cinq Ports“ im Jahre 1704 und wurde wieder aufgenommen am 12. Februar 1709 durch das Kaperschiff „Dute“. Er starb als Lieutenant des „Beymouth“ im Jahre 1723, 47 Jahre alt. Diese Gedenktafel wurde bei der Sternwarte Selkirk's von dem Kommandanten Powell und von Offizieren des „Topaz“ im Jahre 1868 angebracht.“ Die chilenische Regierung hat wiederholt die Inseln Fernandez unentgeltlich zur Ausbeutung überlassen, aber niemand hat dort sein Glück gemacht. Die einzige Hilfsquelle ist der Krebsfang und die Züchtung der Ziegen. Die Erdoberfläche ist ungünstig. Nur die Bucht Cumberland hat eine Ebene, welche die Kolonisten — insgesammt 57 — bebauen. — Jetzt will die chilenische Regierung auf der Insel eine Verbrecherkolonie errichten.

Medizinisches.

— **Die Koch'sche Heilmethode und die Rinderpest.** Das Londoner „Echo“ schreibt: „Die letzten vom Kap eingetroffenen Nachrichten bestätigen, daß sich die Koch'sche Heilmethode für die Rinderpest nicht bewährt hat. Nicht nur von vielen Orten im Transvaal und im Orange-Freistaat, sondern selbst jenseits des Kordons in der Kap-Kolonie kommen Meldungen, daß geimpftes Rindvieh in Menge gefallen ist. Es scheint also, daß es kein Mittel giebt, der Verbreitung der Seuche über die ganze Kap-Kolonie und Natal zu steuern. Der Oberthierarzt der Kap-Kolonie betrachtet die Impfmethode als werthlos. Er berichtet, daß in Herschell 2000 Stück Vieh geimpft worden und 400 davon gefallen sind. In Lady Grey sind 3000 Stück Vieh geimpft worden, ohne daß die Ansteckung verhindert wurde. In Barrington sind 43 von 118 nach der Koch'schen Methode geimpften Stück Rindvieh an der Rinderpest erkrankt. Selbst die eifrigsten Bewunderer der Koch'schen Methode bedauern, daß Professor Koch von Südafrika abgereist ist, ohne daß vorher die Wirkung seines Heilverfahrens erprobt worden.“

Bergbau.

— **Der größte Silberklumpen,** der je in einem Bergwerke gewonnen wurde, ist im vorigen Jahre in den sogenannten „Smuggler-Gruben“ zu Aspen in den Vereinigten Staaten gefunden worden. Die Bergleute stießen daselbst bei ihrer Arbeit auf einen gewaltigen Erzklumpen, der sich bei näherer Besichtigung und Prüfung als ein Block des reinsten Silbers darstellte. Erst nach beträchtlicher Mühe und Arbeit gelang es endlich, diesen riesigen „Kugge!“ (wie der Sachausdruck für die gediegenen vorkommenden Edelmetallmassen lautet), der ein Gewicht von 1650 Kilogramm und einen Werth von etwa 144 000 M. hatte, zu Tage zu fördern. Es ist dies das größte Stück reinen Silbers, von dem man jemals gehört hat, und stellt den vor einigen Jahren in den „Gibson-Berken“ gefundenen Silberklumpen von 150 Kilogramm, der bisher als der größte galt, vollständig in den Schatten. —

Technisches.

— **Eine neue Entdeckung auf dem Gebiete der Porzellanerzeugung.** Die „Sächs. Arbeiter-Ztg.“ schreibt: In den jüngst verfloffenen Tagen ist Dresden der Schauplatz einer Wiederentdeckung für Porzellanerzeugung geworden. Das neue Porzellan weicht in seiner Beschaffenheit von dem Meißener ab. Es läßt sich nämlich bearbeiten und eignet sich deshalb mehr als dieses zu Industriezwecken. Ist daher auch in erster Linie bestimmt, der bereits hochentwickelten österreichisch-ungarischen Mülerei zu dienen, dann der Keramik, Farben- und der chemischen Industrie, der Elektrotechnik, der Knopfs- und Stopfenfabrikation, der Wandverkleidung, der Bedachung, der Kanalisation, des Wegebaues u. a. m. —

— **Die erste Dampfmaschine im Ruhrbezirke** traf im Herbst 1797 auf dem damaligen staatlichen Salzwert Königsborn aus England, wo sie in Ermangelung deutscher Maschinenfabriken erbaut worden war, ein und wurde im Frühjahr 1898 in Betrieb gesetzt. Sie diente dazu, das Soolwasser aus einem neuen, 379 Fuß tiefen Bohrloch zu pumpen. Es entstand aus Nah und Fern eine Art Völkerwanderung nach Königsborn, da jeder das „Wunderwerk“ sehen wollte. Die Maschine, welche im Laufe der Zeit wiederholt umgebaut wurde, ist heute noch im Betrieb. Die Anschaffung der Maschine, deren Transportkosten fast ebenso groß waren, wie der Kaufpreis (die Höhe desselben ist leider nicht bekannt), wurde durch den damaligen Leiter des westfälischen Bergbaues und Salinenwesens, den späteren Minister Frhrn. v. Stein, angeordnet. Die zweite Maschine, welche im Ruhrbezirk zur Anwendung gelangte, kam gleichfalls von England und diente zur Wasserhebung auf einer Kohlenzeche des Frhrn. v. Romberg bei Dortmund. —

Humoristisches.

— **Höfischer Zartinn.** Der Präsekt von Turin, Graf Munich, verbot jüngst die Aufführung der „Favoritin“ von Donizetti, die zu Ehren des gerade in Turin weilenden italienischen Königs paares im königlichen Theater stattfinden sollte. Um etwaigen falschen Ansichten über den sonderbaren Einsall des Herrn Präsekten vorzubeugen, hat die „Tribuna“ die wahre Geschichte des Verbots aufgedeckt. Graf Munich sitzt in seinem Arbeitszimmer, und sein alter Diener, der nur den Fehler hat, zu sehr für Musik zu schwärmen, führt die Besucher herein. „Der Direktor der „Königlichen!“ — „Soll eintreten!“ erwiderte der Graf. „Alles in Ordnung, Herr Direktor? Vorhänge feuerfester? Kullissen gepußt? Die „Favoritin“ also? Schön!“ Der auf der Schwelle stehende Diener hört das Wort „Favoritin“ und, von einer musikalischen Erinnerung erfaßt, singt er leise: „Des Königs Favoritin.“ Graf Munich springt auf: „Was ist das? Was sagst Du da?“ — „Verzeibung, Herr Graf, mir fiel eben eine Arie aus der „Favoritin“ ein.“ — „Weiter, weiter!“ ruft der Präsekt. Eine Hand auf die Brust legend und die andere weit ausgebreitet haltend, tritt der Diener vor und singt mit einer ergreifenden Baritonstimme: „Doll' oltraggio che scendo sul capo del Re!“ (Der Schimpf, der herabsteigt auf des Königs Haupt.) Der Präsekt erhebt sich: „Genug, ich verstehe!“ und — zum Direktor gewendet —: „Herr Direktor, alles, was Sie wollen, nur die „Favoritin“ nicht.“ — „Aber Sie ruiniren mich, Herr Präsekt!“ — „Keine Widerrede. (Zum Diener): Sing' noch einmal.“ Der Diener (diesmal im tiefsten Bass): „Des Königs Favoritin!“ Der Präsekt hält sich die Ohren zu und schreit: „Genug, genug! Es geht nicht, Herr Direktor, verstanden? Durchaus nicht. Finden Sie etwas Anderes.“ Der Direktor zeigt heimlich dem Diener die geballte Faust und schleicht geknickt von dannen. Nach zwei Stunden kommt er wieder, in Schweiß gebadet, drei Telegramme in der Hand haltend: „Herr Präsekt, wir können „Nigoletto“ geben — das geht doch?“ Der Präsekt, zögernd und den Diener anschauend: „Ich sage nicht nein.“ Der Direktor: „Besten Dank, Herr Präsekt.“ Schreitet seelenvergnügt der Thür zu, bleibt aber plötzlich wie gebannt stehen, als er den Diener „brummen“ hört: „Höflinge, feiges, elendes Volk!“ Der Präsekt springt auf: „Einen Augenblick! Was ist das?“ Der Diener, bescheiden: „Eine Arie aus „Nigoletto“. Der Präsekt: „Also wieder eine Anspielung. Es ist nichts mit „Nigoletto“, Herr Direktor.“ „Dann darf ich wohl „Ernani“ geben?“ — Der Diener, mit schredlicher Stimme: „Ich bin der Schatten eines Königs!“ Der Präsekt ist mit einem Satz in der Mitte des Zimmers und schreit: „Willst Du wohl aufhören mit diesen Beleidigungen!? Was sagst Du da?“ Der Diener, ruhig: „Eine Stelle aus „Ernani“. Der Präsekt pflanzte sich dem Direktor gegenüber auf, der noch im Zweifel ist, ob er den Diener erwürgen oder lieber zum Fenster hinauswerfen soll: „Mein Herr, wenn Sie noch einmal so etwas vorschlagen, lasse ich Sie wegen Ungehörigkeit einsperren!“ — „Mich?“ — „Ja, Sie!“ — „Aber was wollen Sie von mir? Kann ich etwas dafür, daß im ganzen Opernspielplan gekrönte Häupter die Hauptrollen spielen? Bleibt mir nur noch „Macbeth“. — Der Diener mit entschuldigter Bassstimme: „Ermordet wurde König Duncan!“ Was nun folgte, weiß man nicht genau. Der Direktor soll sich auf den Diener gestürzt haben — aber die „Favoritin“ blieb verboten. —